



Der ..  
**Humorist**  
Frei-Beilage  
... zum ...  
Wiesbadener General-Anzeiger



Nr. 34

Donnerstag, den 25. August 1904.

19. Jahrgang

### Der Freund im Osten.

Beckhagnackant ward auf einem deutschen Schiff  
Die Briepost. Wapflberchmet war der Kniff.  
Der Russe wollt' auf dies' Art erschen,  
Was die Espione kummen nicht erspohen.  
Dann gab man die geraubten Sade frei,  
Dat um Entschuldigung auch noch dabei,  
Erlebigt war' der Fall in kurzer Zeit  
Durch Wikatos vielgelobte Schneidigkeit:  
Doch bei der Ankunfft merkte man ergrunnt,  
Daf es mit jener Briepost nicht mehr stummt;  
Der Postmann zog den Mund bedencklich schief,  
Dieweil da fehlte mancher Einschreib-Brief.  
Da ist nicht zu verwundern — wie ich meine —  
Das ist der Russen Eigenart, die seine,  
Daf an den Fingern hangen bleibt vergnugt,  
Was Geld ist ober nur nach Gelde rucht.  
Und was da hangen blieb, kummt niemals wieder.  
Sonst aber ist der Russe treu und bieder,  
Grundehrlich und seit alten Zeiten schon  
Der beste Freund — so sagt die Tradition —  
Der beste Freund, bewoit, uns stets zu nuzen.

Mag uns der Himmel vor den Freunden schutzen!

Wau-Wau.

Nachdruck verboten.

### Die Vergnugungsreise.

Humoreske von Leo von Torn.

Wer sich mit drei Kofferplatten, einer rindlebernen  
Kantstasche, zwei Dutschschkeln und einem Sogblei-Apparat zum  
ersten Male in einer Dampferkabine allein sieht, der wird die-  
selbe ungluckliche Figur machen, wie der Fabrikbesitzer Josef  
Blind aus Gnossh im Erzgebirge.

Je langer Herr Blind die auheren Proportionen seiner,  
zu einem Berge aufgeschwimmten Kasse mit dem Dampfer verglich,  
der nun fur vierzehn Tage sein Heim sein sollte, desto rathloser  
wurde er. Hatte ihn jemand vor die Preisfrage gestellt, eine  
ausgewachsene Elefantenfamilie in einem Papageientasche oder  
die Blindische Wuschfabrik in einer Zigarettenkiste unterzu-  
bringen — er hatte nicht verzagter dreinschauen konnen.

Glucklicherweise war er nicht der Mann, gegen Unmoglich-  
keiten bis zur volligen Erschopfung anzuringen. Das erlaubte

ihm seine Konstitution nicht, welche ein wenig hypochondrisch, nerv-  
los und apoplektisch war.

Vor ein paar Tagen hatte er sich uberzeugt, daf die hollan-  
dische Geschaftswelt eine ungeschickte Abweichung gegen seine  
neuen, 7 Cent. hohen Stechuhsfallkragen behandelte. Die Hollan-  
der waren wohl von Natur zu kurzhaftig fur diese schone Mode.  
Hauptsachlich aber hatte das Risiko daran gelegen, daf ein sin-  
diger Konkurrent Demichius Nickerthner aus Telfchen — im-  
mer eine Tagesreise vorausgewesen war und mit seinen nied-  
rigen Kragen und nach niedrigeren Preisen den Markt abge-  
schopft hatte. Josef Blind hatte geschworen, den Kerl zu er-  
würgen, sobald er ihn antrafte. Da es aber nicht ausgemach-  
ten war, daf er ihm wirklich begegnete, hatte er es vorgezogen,  
das Feld zu räumen. Er hatte sich ein halbes Pfund Pfeffer-  
münzplättchen, eine blaue Tuchmütze und ein Prismenfernrohr  
gekauft und seine Gattin telegraphisch verständigt, daf er eine  
Vergnugungsreise antreten werde. Frau Friede Blind hatte  
nicht minder telegraphisch erwidert, daf sie ihn auf dieser Reise  
gern begleiten und binnen achtundvierzig Stunden in Rotterdam  
eintreffen werde.

Dadurch bekam die Sache natürlich ein anderes Gesicht —  
vornehmlich, als Madam auch das Pack und dessen Pkette mit-  
brachte zur Beihiligung an der Vergnugungsreise. Herr Blind  
war gezwungen, die für sich belegte gute Kabine seinem Ange-  
hörigen und der Pkette zu überlassen. Zur Noth bekam er noch  
einen billigeren, wenig bequemen Platz. Dafür aber genof er  
die Vergnugung, den Haupttheil des Reisegepäckes bei sich un-  
terbringen zu dürfen.

Es ist ohne Weiteres klar, daf ein Mann, der sich mit  
solchen uberragenden Pricksenfallen zudlich gefast abgeru-  
hen, auch in anderen schwierigen Lagen nicht gleich den Kopf  
verliert.

Er lief sich also durch die Sorge um den Chimborasso von  
Gepäck nicht weiter beirren und sah sich in seiner Wohnung um  
— soweit dieselbe nicht verbaut war. Mit der Gründlichkeit  
eines Menschen, der Würste hat, ein ihm völlig neues Wollien zu  
studieren, betastete und untersuchte er Alles. Da war zunächst ein  
emallirter Chaudron, der seine Kuchnerhaftigkeit dadurch erregte,  
daf er uberraschend hoch am Bettposten angebracht war. Spud-  
näpfe pflegt man sonst in eine Ecke zu stellen. Dieser aber hatte  
einen geschwunden aufspringlichen Pack. Merkwürdig! Ein anderer  
Gegenstand, den Herr Josef Blind ohne Weiteres als einen  
Ventilator ansah, setzte sich auf eine lose Berührung sofort in  
die raschesten Umdrehungen und war durch nichts zu bewegen,  
den Betrieb einzustellen. Herr Blind mußte die blaue Tuch-  
mütze aufsetzen, um sich die Platte nicht zu erkälten. Bessere war  
leider bereits so stark ausgekostet, daf er einen anderen Appa-

rot — eine elektrische Drahtbrunnmaschine — als unverwundbar bei Seite stellte. Dagegen erregte eine Abbildung, welche das Innere der in jeder Kabine vorhandenen Korkwesten veranschaulichte, sein lebhaftes Interesse. Er probirte gleich eine an — und eben wollte er als sorglicher Vater feststellen, ob auch für Säuglinge ein solcher Apparat vorgesehen war als ein polternbes Geräusch draußen ihn aufjagte.

Gleich darauf öffnete sich die Thür, und ein bis über die Nasenspitze mit Paleten beladener Herr schaute hinein.

„Uff —“ ächzte er. „Ist das ein Gewürge im Gebirge! Aber da wären wir endlich —“

„Erlauben Sie mal“, wandte Josef Blind ein, indem er mit seiner, durch die Korkweste nach bedeutend erweiterten Front die schmale Thür verstellte; „Sie gehen hier falsch!“

Einen Moment schaute der Fremde verduht auf die Nummern an der Thür, dann schüttelte er mit überlegenem Lächeln den Kopf und drängte vorwärts.

„All right. Ich gehe richtig — so richtig, wie ein frisch gefilterter Schiffschronometer. Wenn Sie mir nur die Gefälligkeit erweisen wollten —“

„Aber bester Herr, das ist doch unmöglich! Sie müssen sich irren!“

„Ich irre mich nie“, erwiderte der Fremde. Dabei drängte er unentwegt gegen den Eingang.

„Hier ist Kabine 68!“

„Ganz recht. Das ist auch meine Nummer. Ich habe ein wundervolles Pflanzengedächtniß. Da mir aber man bereits beide Arme eingeschlafen sind, gestatten Sie wohl, daß ich näher trete.“

Thatsächlich gelang es ihm, sich durch die Thür zu zwingen. Leider geschah das etwas unvorsichtig. Er übersah die hohe Schwelle, stolperte und fiel mit seiner ganzen Package gegen Herrn Josef Blind. Dieser gab den Stoß an den Chimborasso weiter und war im nächsten Moment unter einer Lavine — bestehend aus einer rindübernen Handtasche, zwei Putzschuhen und einem Soxhlet-Apparat — begraben.

Obwohl die Wacht dieser fallenden Gegenstände durch Müde und Korkweste im Einzelnen ziemlich abgeschwächt war und der Fremde sich in Unschuldigungen erschöpfte, war die Unruhe des Herrn Blind zu Ende. Seine Konstitution gestattete ihm das eigentlich nicht — aber er schämte vor Born. Namentlich, als der Rabinen-Steward, den der Lärm herbeigelockt, bestätigte, daß der fremde Herr einen wohlbegründeten Anspruch auf das zweite Bett und die Hälfte des Raumes habe.

Das war zuviel. Josef Blind hatte es über sich ergehen lassen, daß man ihm die holländische Mundschacht abgegrast; er hatte nicht gemurmelt, als seine Gattin sich entschlossen, ihn auf dieser Vergnügungsreise zu begleiten; auch nicht, als sie das Baby mitgebracht und die Amme. Widerspruchlos hatte er seine gute Kabine abgegeben und dieses Loch dafür eingetauscht. Jetzt aber sollte er es auch noch theilen?!

Einen Mann, nicht größer wie eine Telephonkammer, auf 14 Tage als Wohnung theilen mit einem Menschen, der noch wider wie er selbst und außerdem gewaltthätig schien?! Das war zuviel!

Im wilden Sägen stürmte er hinaus und an Deck. Auf der Treppe zur Kommandobrücke trat ihm ein Offizier entgegen, der den Mann mit der Korkweste äusserst befreundet musterte.

„Wohin wollen Sie, mein Herr?“

„Zum Kapitän! Ich muß zum Kapitän!“

„Sie dürfen die Kommandobrücke nicht betreten, mein Herr. Das steht hier deutlich angeschrieben.“

„Was da angeschrieben steht, ist mir Wurscht! Ich muß den Kapitän sprechen! Rufen Sie mir den Kapitän!“

„Ich bedauere sehr. Im Augenblick ist das nicht möglich. Eben sind die Anker gelichtet. Bevor wir den Hafen nicht verlassen haben und auf hoher See sind, ist der Kapitän nicht zu sprechen.“

„Sie sind verrückt!“ heult Herr Blind mit überknappen-der Stimme. „Glauben Sie, ich mache eine Vergnügungsreise mit Weib, Kind und Amme, um mich in einer Heringstonne mit jedem ephorischen Zeitgenossen einpökeln zu lassen?! Da irren Sie sich! Wenn ich jetzt nicht im Augenblick den Kapitän zu sprechen befehle, springe ich über Bord —!“

Der Offizier schaute den wilden Herrn in der Korkweste zunächst etwas bestürzt an. Dann aber nickte er verständnißvoll vor sich hin und winkte einigen Matrosen.

„Führt mal den Herrn in die untere Krankenkabine und schließt hinter ihn ab. Gleich werde ich den Arzt nachschicken. Vorwärts!“

Als das Mißverständnis sich aufklärte, war der Dampfer bereits auf hoher See — auf sehr hoher See sogar! Gleich nachdem man den Hafen verlassen, hatte eine steife Nordost-Brise

eingesetzt. Die Lustjacht mochte die müßwilligsten Kapriolen und betrieb namentlich das beliebte seitliche Schlingern mit solcher Ausdauer, daß nur ganz wenige Passagiere an Deck geblieben waren. Und diese hatten sich sehr mit sich selbst zu thun, daß sie des Mannes mit der Korkweste nicht achteten, der jebend aus der Schutzhaft entlassen werden war.

Josef Blind schwor der Schiffsleitung sämtliche Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuches zu. Dann torletzte er eilig unter Deck, um nach der Familie zu sehen und sich im Anblick seiner Lieben von den ausgestandenen Unbilden zu erholen.

Der Anblick war nicht erhebend. Mit einem Schlage wurde Herrn Blind Zweck und Bedeutung der hoch am Bettposten angebrachten emaillirten Napfe klar. Frau Elmiede bediente sich eines solchen in ausgiebigstem Maße. Die Amme des zweiten Exemplars — nicht minder ausgiebig. Baby äußerte sich in demselben Sinne, nur ohne Napf. Drei Wagen hatten sich umgetrampelt und schienen bereits das Angewachsene hergeben zu wollen. Es war fürchterlich! Noch fürchterlicher aber war die Anklage, welche Frau Elmiede in abgebrochenen Ausrufen gegen ihren Gatten richtete:

„Jetzt kommst du — — oooooo ooooooah — ach du harnberzger Himmel, ich kann nicht mehr — — jetzt kommst du, wo wir — — oooooo aus — — seit Stunden sterben! Ich habe es ja gleich gemerkt — — huuuuuuuuah — — daß es dir nicht recht war, — daß du uns die — — oooooo — — Vergnügungsreise nicht gegönnt hast! — Du — — H — — du überläßt uns einfach diesem qualvollen Tode. Auf andere Menschen ist man angewiesen — oh ooooo oooooo du himmlische Güte — ich kann nicht mehr! — auf den Steward — H — und auf deinen Rabinengenossen. Wenn der able Mensch nicht den Soxhlet her — — aus — — gegeben hätte, wäre dein Kind schon verhungert. Die Amme ist ja so krank — — und ich — — und — — oooooooo ooooooah — — brr . . .“

Josef Blind verließ das Lokal. Theils um Pfefferminzplättchen zu holen, die er für ein gutes Mittel gegen Seefrankheit hielt, theils aber auch, weil er plötzlich das Gefühl hatte, als wenn sein Magen mit aller Gewalt sich ihm in den Schlund drängte.

Auf dem Wege nach Nummer 68 begegnete ihm sein Rabinengenosse. Dieser mußte dem Unglücklichen ansehen, wie es um ihn stand. Er bot ihm den Arm und führte ihn. In der Kabine setzte er ihn auf einen der Koffer und wies auf einen der Napfe.

„Ich werde Sie jetzt allein lassen“, sagte er freundlich. „Das ist in solchen Tagen das Beste. Ich möchte nur noch um Entschädigung bitten wegen meines stürmischen Entrees von Nachmittag. Hoffentlich verwißt sich der üble Eindruck halb und wir werden gute Freunde. Man ist ja in so engem Raume doch auf einander angewiesen. Mein Name ist Niebermeyer — Benedictus Niebermeyer aus Teschen.“

Mit einem unartikulirten Laute brach Josef Blind auf seinem Lager zusammen. Bimmernnd versprach er es sich, zu seinen Vergnügen nie mehr zu fahren — höchstens noch aus der Haut, wenn ihm mal jemand von dergleichen reden sollte. Als dann angelte er sieberhaft nach dem Napfe.

## Ein herrliches Mittel.

Ganz sicherlich ist Westrunit  
Ein brauchbares Staubbindemittel.  
Ist eine StraÙe behandelt damit,  
Bleibt reinlich stets unser Mittel.

Wir wandeln froh und glücklich des Wegs  
Und freuen der Luft uns im stillen.  
Die Lungen werden nicht länger bebroht  
Von Staub und bösen Bazillen.

Man wendet ein: „Das Westrunit  
Hat Del als Bestandtheil.“  
Und durch das Del wird schließlich besetzt  
Der Rand langschlepperber Kleider.“

Ist's wirklich wahr? Das wär' ja famos!  
Das Glück wär' gar nicht zu fassen!  
Die Damen würden gezwungen nachher  
Die Schleppe beiseite zu lassen.

Sie würden veranlaßt durch Westrunit,  
Fußfreie Kleider zu tragen.  
So würden denn zwei Fliegen zugleich  
Mit einer Klappe geschlagen!

## Lied des Trompeters von Säckingen

Das Säckinger Schloß mit dem Grabstein Werner's und Margarethe's wird dieser Tage versteinert.)

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,  
Doch auf dem Schein der Gläubiger besteht  
Und daß, soviel man nachdenkt und auch dichtet,  
Das Inventar allmählich flöten geht.  
Ich hab' es in der Zeitung kürzest gelesen:  
Die Welt frägt nicht nach altem Sagenschein.  
: : Behüt mich Gott, es wär so schön gewesen,  
Behüt mich Gott, es hat nicht sollen sein! : :

In wessen Hand geht mein Geboin jetzt über,  
Ist's ein Rentier, ein Hühnerpekulant?  
Es wäre mir wahrhaftig jezo lieber,  
Man hätte mich in Gotha einst verbrannt.  
Die Pietät ist schön, doch schaut sie Epefen,  
Legt sich der Staat denn nicht ins Mittel? — Nein!  
: : Behüt mich Gott, es wär so schön gewesen,  
Behüt mich Gott, es hätte sollen sein! : : (Jugend.)

## Humor im Berliner Gerichtssaal.

### Der verliebte Fleischergefelte

Es ist auch zu Zeiten nicht ganz ungefährlich, Redakteur einer noch so harmlosen Zeitschrift zu sein; das mußte der Redakteur D. erfahren. Er hat ein zur Aufnahme überausnetes Gedicht theilweise im Briefkasten seines Blattes abgedruckt und mit Monatslossen versehen, die dem Dichter so wenig gefallen, daß dieser in heller Wuth in die Redaktion eilte und den Redakteur thätlich angriff. Angeklagt hierüber ist der Fleischergefelte August Schmidt.

Richter: Sie sind der Fleischergefelte August Schmidt?

Angell.: Wol, wol, Herr Gerichtsrath, aber nicht bloß der bin id. Ich hab' auch schonst armer, wie id noch 'n ganz dühlicher Bengel war, mir sehr fort dichten, fort Jodichtmachen uswärmen könn'. Jott doch, wie oft ha't Klagenlöppe jekriecht, wenn id in de Schule uf mein Lehrer wat jebicht' hab'. Un bei jede Liebschaft, die id hatte un det waren nich zu wenig, da ha't Versche uf den Feienstand meiner Liebe jebichstelt, Versche, kog id Jhn', Herr Gerichtsrath, det se con' det Herz in Leibe rumbrehn konnten, so mit Jeshü' un Ehmolz.

Richter: Hier handelt es sich ja wohl auch um ein Gedicht?

Angell.: Wol, wol, Herr Gerichtsrath. Ich hatte mir wieder mal voliecht in een Mädchen un zwar in de kaltellffschmitt-Wamsfell von mein' Weester. Ich fand ober keene Feienliebe nich. Un da beschloß id denn, ihr mit'n Jodicht uf'n Leib zu ricken. Ober och det hatte keen Zweck nich, se ließ sich von mir keen Versuch machen. Nu weech id, det se eene Jeschichte liest, die ihr alle 8 Tage for'n Groschen Geuer liefert. Ganz hinten in det Romanheft steha noch manchwol Jodichte. Dadruf boante id mein Plan um schidte an die Blätter een Jodicht, det sollten se usrecken' un drunter sollte stehn: August, der voliechte Fleischer aus de August-Strasche. Ich will ihn det Jodicht mal vorlesen.

Richter: Das wird nicht nötig sein.

Angell.: Wol, wol, et is nötig: Wo:

An Emma! — so heeßt nämlich die Wamsfell.

Ich hab' in Spind ein Rod zu liejen,  
Er ist von meine Sonntagshülft,  
Den zieh' ich an, wann zu's Vergnügen  
Der freie, schöne Sonntag ruht.  
O Emma könntest Du doch hören  
Wie unter diesen Rod mein Herz  
Für Dir schlägt, — doch in allen Ehren —  
In Liebesgram und Liebeschmerz.  
Dann wirst Du sagen: August, mache,  
Zieh' fix den Sonntagrod dir an,  
Dah' ich mit dir, — 'ne feine Sache —  
Bei Schramm's mal dichtig Schroosen kann.

Unterschieden: August, der voliechte Fleischer aus de August-Strasche. Un richtig, wie an een' Sonnabend der Colpottöh'r wieder kommt und Emma hinten zersucht liest, da fängt se an laut los zu brüllen un saacht zu mir, id stand grade an Hack-Kog: „August“ saacht se, „hier is 'n Jodicht von Jhn' drin!“ Ich sage jeschmeichelt: „Wol, woi, Emmeken! Zeijen se mall!“ Da reichte se mir det Blatt zu un dabei schüttelt se sich vor Lachen, da steht det Jodicht in Briefkasten mit ganz schnobbrije Bemerkungen. Ich habe det Blatt hier! Da steht zum Weisheit: „Ich hab' in Spind een Rod zu liejen!“ „Du hängen“ wäre für

den Rod besser, wenn's auch nich immer solch ist. Nu un zum Schluß steha: „Emma, wenn Sie mit nicht Ihr Herz an den Sonntagrod schmiegen, denn ist Augusten nicht zu heften.“ Det Emma hatte det grade keene Liebe nich for mir erradht. Ich wurde ober ganz dav' for Wuth un rannte hin, wie id war, in meine Fleischerhülftze und habe den Kerl eene jelangt, et könn' och zwee jawesen sein. Er machte Nubau, da kamen noch'n Paar zu, so Sticker drei, die hielten mir feste un na, denn jing det so sein ganz und id sihe nu um wachte uf milde Umstände, — fünf Meter bezahle id jerne, det bloß die Sache aus de Welt kommt.

Der Angeklagte erhält 14 Tage Gefängniß.

Angell.: Herr Gerichtsrath machen Se doch keene Jagen, id bin ja sonst so'n juter Kerl. — Wat? Dajenen is nicht zu machen. Ich jah zu'n Minister mit'n scheenet Jodicht. Wol, wol, det ihu id.

## Wie Herr Lebrecht Schlaw der Gardinenpredigt zuvorkam.

Es war etwas sehr spät geworden, als kürzlich Herr Lebrecht Schlaw vom Abendschoppen nach Hause kam und leise ins Schlafzimmer schlich. Aber Frau Schlaw war noch wach und wartete auf ihn. Die scharfen Blicke, die sie ihrem Eheherren zuwarf, ließen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß sie eine neue Auflage von Kaudels Gardinenpredigten vorbereitet hatte. Bevor sie indessen die Schleißen ihrer Veredsamkeit öffnen konnte, hatte sich Herr Schlaw, tief aufseufzend, auf einen Stuhl fallen lassen. Bekümmert stützte er seine Ellbogen auf die Kniee und vergrub den Kopf in die Hände. Er stöhnte mehreremal heftig und rief: „Armer Lehmann! Der liebe, gute, alte Freund! Es ist zu schrecklich! Armer, alter Junge!“

Frau Schlaw's Neugierde wurde rege. „Was jammerst Du da?“ fragte sie in scharfem Tone. „Was ist los mit Lehmann?“

„Ach, der gute, alte Lehmann!“ stöhnte Schlaw aufs neue mit dem Ausdruck des höchsten Kummers, „der arme, arme Mensch!“

„Lebrecht!“ rief Frau Schlaw in drohendem Tone. „Ich besteh' jezt darauf zu erfahren, was mit Lehmann passiert ist.“

„Ach, der arme Kerl!“ marmelte Schlaw, wie zu sich selbst sprechend, dabei aber aus seinen halb geschlossenen Augen einen forschenden Blick auf seine Frau werfend. „Der unglückliche Mensch! Wie schrecklich, mit einer solchen Furie verheiratet zu sein. Er kann nicht einmal ein paar Stunden des Abends ausgehen und im Kreise seiner Freunde verbringen, ohne daß ihm das Haus über dem Kopf zusammengeworfen wird. Ich kam gerade an seinem Hause vorbei und hörte, wie das schreckliche Weib, die Frau Lehmann, mit ihm herumzankte, gerade als wäre sie aus dem Tollhause entsprungen, und weshalb, du lieber Gott? Nur weil der gute Lehmann ein bißchen spät nach Hause gekommen. Das kann doch schließlich jedem mal passieren. Das ist doch kein Verbrechen. Ich habe dem Himmel im Stillen gedankt, daß ich nicht eine solche Frau habe, wie der arme Lehmann!“

Schlaw konnte diesen Abend ohne Gardinenpredigt in Frieden sein Nachtlager aufsuchen.

S. Potter.

## Der Schalk im Auslande.

Das Andenken. „Welch hübsche Brosche Sie da haben, darin bewahren Sie wohl irgend ein wertvolles Andenken auf?“

„Ganz richtig. Eine Locke von meinem Mann.“

„Aber ich denke Ihr Gatte lebt noch?“

„Allerdings. Aber seine Locken sind alle geworden.“

Comic Cuts.

Das weiche Herz. „Gestern mittag“, erzählt Herr Schulze, „habe ich einer armen Frau eine kleine Summe Geldes, um die sie mich bat, hartherzig abgeschlagen. Infolgedessen habe ich eine schlaflose Nacht verbracht. Die Stimme der Frau hat mir die ganze Zeit in den Ohren geklungen.“

„Das zeugt von Ihrem weichen Herzen“, meinte Herr Lehmann. „Wer war die Frau denn?“

„Meine eigene.“

Journal pour rire.

Ein Reinfall. Er: „Zehn Pfennig für Ihre Gedanken!“

Sie: „Einverstanden. Aber ich fürchte, meine Gedanken sind nicht so viel wert.“

Er: „Macht nichts. Hier sind zehn Pfennig. Woran dachten Sie?“

Sie: „An Sie.“

Danity fair.

Ein Grobian. „Ach!“ seufzte Frau Dichter, „man kann nie wissen, was der nächste Tag einem bringt.“

„Das ist ein wahres Wort, liebe Frau“, sagte der unhöfliche Gatte. „Man kann heute noch glücklich und morgen schon verheiratet sein.“

Ein Trost. Anna: „Ach, ich bin so unglücklich. Ich sehe jetzt ein, daß Arthur mich nur meines Geldes wegen geheiratet hat.“  
Ihre beste Freundin: „Es muß doch jedenfalls ein Trost für Dich sein, zu wissen, daß Dein Mann doch nicht so dumm ist, wie er aussieht.“  
Motto per ridere.

Seine Ansicht. Frau Gabler: „Sieh mal her, lieber Mann, meine neue Photographie! Es ist eine Momentaufnahme.“  
Herr Gabler (das Bild betrachtend): „Trotzdem wundere ich mich, wie der Photograph es fertig gebracht hat, Dich mit geschlossenem Munde aufzunehmen!“  
Pöle-Méle.

Sie hat immer Recht. Frau Reppland gehört zu jenen Frauen, denen der Mann nie etwas recht machen kann. Als Herr Reppland kürzlich aus der Stadt zurückkam, begrüßte sie ihn mit den Worten: „Am Gotteswillen, Fritz, warum hast Du Dir die Haare nur so kurz schneiden lassen?“  
„Aber liebe Bertha,“ erwiderte Herr Reppland, „ich habe mir die Haare ja gar nicht schneiden lassen.“  
„Dann ist es aber die höchste Zeit,“ gab Frau Reppland zurück.“  
Journal pour tour.

Frau und Finanzwissenschaft. „Darüber brauen wir gar nicht zu streiten,“ sagte Bankier Nathanson ärgerlich zu seinem Freunde. „Es ist ganz unmöglich, meiner Frau auch nur die Anfangsgründe der Finanzwissenschaft beizubringen. Sehen Sie, zum Beispiel, gestern während meiner Abwesenheit verschluckt mein Junge aus Versehen ein Fünfpfennig-Stück. Und was tut meine Frau? Sie läßt schleunigst einen Doktor kommen und zählt ihm zehn Mark, nur um das Fünfpfennigstück wieder zu kriegen. Nun, hab' ich nicht recht?“  
Journal amusant.

Angelsport. „Sie waren ja gestern in Gesellschaft von Fräulein Kühnburg angeln. Nicht wahr?“  
„Allerdings.“  
„Irgend was gefangen?“  
„Na, wir kamen als Verlobte zurück, aber ich weiß nicht, ob ich sie oder ob sie mich gefangen hat.“  
Puck.

Einer, der's wissen muß. Paul (unverheiratet): Glaubst Du, daß ein Ehemann das Recht hat, Briefe, die an seine Frau adressiert sind, zu öffnen?“  
Robert (verheiratet): „Das Recht mag er ja haben, aber ich sehe nicht ein, wo er den Mut dazu hernehmen will.“  
Danity fair.

Ein Grabstein. Auf dem Père-la-Chaise in Paris befindet sich ein Grabstein, der am Kopf die Inschrift trägt: „Adèle Ronald, 1846. Ich erwarte Dich.“ Eine zweite Inschrift darunter lautet: „Louis Ronald, 1887. Hier bin ich.“ Ein schlechter Witzbold schrieb darunter: „Er hat sich Zeit gelassen!“  
Charivari.

Zweierlei. „Ich bin entzückt, Frau Henneberg, zu hören, daß Sie mit Ihrem Gatten in allen Punkten übereinstimmen,“ sagte der alte Familienfreund, der der jungen Frau einen Besuch machte.  
„So?“ antwortete Frau Henneberg. „Wenn Sie sich bei meinen Diensthoten erkundigen wollten, so würden Sie hören, daß vielmehr mein Mann mit mir in allen Punkten übereinstimmt.“  
Pöle-Méle.

Das Echo. Fräulein Schott: „Ja, die abscheuliche Person! Ich hasse sie. Sie hat alle möglichen Schleichigkeiten von mir erzählt.“  
Freundin: „Sie dürfen ihr das nicht übelnehmen, liebe Freundin. Sie hat nur nach erzählt, was sie von anderen Leuten gehört hat.“  
Answers.

Immer der andere. Schulze: „Im Ernst, Fräulein Julie, Sie müssen mir jetzt endlich reinen Wein einschenken, ob Sie meine Gesellschaft oder die des Herrn Lehmann vorziehen.“  
Fräulein Julie: „Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, Herr Schulze. Jedesmal, wenn ich in Gesellschaft eines von Ihnen bin, ziehe ich die des andern vor.“  
Le Rire

Komische Frage. Braut (ernst): „Ich möchte eine Frage an Dich richten, Georg.“  
Bräutigam (ebenfalls ernst): „Was denn, mein Herzblatt?“  
Braut (noch ernster): „Wenn Du mich niemals kennen gelernt hättest, würdest Du mich dann ebenso treu geliebt haben, wie jetzt?“  
Charivari.

## Warum er ihm das Leben rettete.

Eine Anzahl junger Burschen standen am Ufer des Flusses und angelten. Plötzlich fiel einer von ihnen, ein Junge von zehn Jahren die Böschung hinunter ins Wasser, das an dieser Stelle sehr tief und reichend war. Der Junge konnte nicht schwimmen und wäre verloren gewesen. Aber einer seiner Kameraden stürzte sich unter Mißachtung des eigenen Lebens in den Fluß, um ihn zu retten. Es war ein verzweifelter Kampf mit den Wellen, aber endlich gelang es dem Braven, mit dem Ges retteten das Ufer zu erreichen.

Ein Herr, der dem Vorgang zugesehen hatte, näherte sich dem Retter, klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und rief: „Das war brav von Ihnen, Sie haben uns alle beschämt.“

Der Angeredete sah den Herrn von oben bis unten an und erwiderte: „Was glauben Sie denn wohl? Der Junge hatte ja alle Fische, die wir heute gefangen haben, in seiner Tasche.“  
Kallstall.

## Der seidene Zylinder.

Ein dicker Herr stürzt noch im letzten Augenblick in den Eisenbahnzug und läßt sich tiefatmend auf den einzigen unbesetzten Platz nieder. Da er bemerkt, daß sich zwischen ihm und dem Sitzpolster ein fremder Gegenstand befindet, hebt er sich etwas in die Höhe und zieht einen vollständig zerfütterten und verbeulten Seidenhut unter sich hervor. Das Gesicht des gegenüberstehenden Herrn nahm einen Ausdruck des höchsten Entsetzens an.

„Zum Donnerwetter,“ rief er zornig, „Sie könnten doch wohl etwas vorsichtiger sein. Man sieht sich doch wenigstens den Platz vorher an, wo man sich hinsetzt. Sie haben meinen Zylinder vollständig ruiniert.“

„Ach, das tut mir sehr leid und ich bitte tausendmal um Entschuldigung,“ antwortete der dicke Herr. „Aber die Sache hätte viel schlimmer werden können.“

„Ich möchte da wohl wissen, wie sie noch schlimmer hätte werden können,“ gab der Besitzer des Hutes zurück, indem er wütend die Ruinen seiner Kopfbedeckung anstarrte.

„Ich hätte mich ebensogut auf meinen eigenen Hut setzen können,“ erklärte der Dicke.

J. Köhlich.



Aus den lustigen Blättern.

Theilnahme.

„Sähen Sie, Fräuleinchen, von dieser Wand dort bin ich voriges Jahr abgestürzt.“

„Ach Herrjeckuwersch — und simm Se damals mit dem Läm dabon gekamt?“

Rassend.

Herr: „Sagen Sie, ist in dem alten Säckel noch der alte Hungerturm den man seinerzeit zeigte?“

Führer: „Gewiß, aus dem hat man jetzt ein Restaurant gemacht.“

Aus den Waggendorfer Blättern.

Verkehrte Welt.

Patient: „Glauben Sie, daß ich hier Heilung oder wenigstens Linderung finden werde?“

Sanatoriumsbesitzer (zugleich dirigirender Arzt): „Ich kann Ihnen nur versichern, Ihr Weiden ist für meine Kur wie geschaffen.“

Gute Gelegenheit.

„Wie? Der Bankier Eschbjack ist nach Amerika durchgebrannt? Dem Himmel sei Dank. Da kann ich meinem Etzweiger Sohn sagen, daß ich die schuldrige Witzigkeit bei ihm deponirt hatte.“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil Bommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Redakteur Paul Schnabel, Wiesbaden.



# Feierstunden

\* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. \*

Nr. 198.

Donnerstag, den 25. August 1904.

19. Jahrgang.

## Obersteiger Hertlangs Braut.

Erzählung aus dem Bergmannsleben von A. Linden.  
(Nachdruck verboten.)

„Nun, Vater Hertlang, Sie wollten uns doch heute die Geschichte erzählen! Wissen Sie, die Sache mit Ihrer angeblichen Braut!“

„Ja, ja, ich hatte es Euch versprochen, und Ihr jungen Kerls sollt nicht sagen: Der Alte hält auch nicht sein Wort!“

Er lehnte sich zurück in den Korbfessel, blies eine kleine Weile schweigend mächtige Rauchwolken von sich, und sein breites, faltiges Gesicht, dessen Häßlichkeit der offene, treue Ausdruck der hellen Augen vergessen machte, nahm eine nachdenkliche Miene an. Dann, mit einer gewissen Feierlichkeit die lange Pfeife aus dem Munde nehmend, begann er:

„Vor nem halben Jahrhundert war's, damals, als der große Sturm durch die Welt wehte, so anno achtundvierzig bis fünfzig, als die Leute — und die schlechtesten waren's gewiß nicht — mit Gewalt das schaffen wollten, was wir jetzt haben, ein großes, einiges deutsches Kaiserreich! Mir ging auch die Geschichte gewaltig durch den Kopf, und gar nicht recht war mir's, daß ich so allein und weltabgeschieden abends bei meiner Lampe dasaß auf dem einsamen Steigerhaus in den tiefen Waldbergen und bloß in meiner Zeitung lesen durfte von der großen Begeisterung und alledem, dran ich auch so gern mitgeholfen hätte! In Händen und Füßen tribbelte mir's, und ich meinte, ich hätt' so aufspringen und mit dabei sein müssen; und wenn ich einer von denen hätt' sein dürfen, die beim König von Preußen waren, ich glaub' sicher, ich hätt' ihn schon dazu gebracht, daß er der Königssohn geworden wäre, der Dornröschen Deutschland aus dem Schlaf gewedt, um sein Herr und Kaiser zu werden! Nun, dazu kam ich allerdings nicht und auch nicht zu bescheidenerem Mithelfen! Hätt' ich doch den Herren von der Gewerkschaft mein Wort gegeben, die Grube, die sehr im Argen lag, wieder in die Höhe zu bringen, was mir mit des Herrn Hilfe schon zu gelingen anfang. Da durst' ich meinen Posten doch nicht verlassen! Von dem andern, dem neuen Geist, der aus Frankreich herüberwehte, wurden wir in unsern Bergen nicht viel gewahr. Wohl kam hin und wieder einer von draußen zu uns, der erzählte, daß in der ganzen Welt jetzt Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit herrsche — die Leute hörten's an, freuten sich darüber, belamen für fleißige Arbeit guten Lohn und waren vergnügt und zufrieden wie zuvor. Als aber die Erzuhrlente, die von Köln und Bonn kamen, erzählten, daß man da und dort einen Freiheitsbaum aufgesetzt und um denselben getanzt habe, gefiel ihnen das ausnehmend, und sie wollten's partout auch haben. „Ei,“ schlug ich vor, „das nächste Heleneifest können wir ja auf dem Goldberg halten und dabei um die Kroneneiche tanzen!“

St. Helene war nämlich von altersher die Schuttpatrontin der Grube, und am Heleneitag gab die Gewerkschaft den Leuten ein Fest, wobei im Freien getanzt wurde. Mein Vorschlag fand allseitige Zustimmung; die Alten lächelten verständnisvoll, und die Jungen freuten sich, daß sie diesmal zur Abwechslung das Fest statt unten im Tal auf der freien Bergeshöhe unter der hohen, einsamen gewaltigen Eiche halten sollten.

„Da haben Sie's Rechte getroffen, Herr Obersteiger!“ sagte Hugo Berkenkamp, mein Faktotum, „der Eichbaum bedeutet das deutsche Volk, und daß er die Kroneneiche heißt, das bedeutet, daß eine Krone darüber ist!“ Der Worte Sinn war mir eigentlich nicht recht klar, aber ich nickte meinem Hugo freundlich zu, und er ging erhobenen Hauptes hinaus, die Kaffeelanne aus der Küche zu holen. Er war nämlich mein Leibkoch und Schneider, Hausknecht, Gärtner, Schreiber, alles in einem, und ein prächtiger Kerl trotz all seiner phantastischen Schnurren. Nur eine Leidenschaft hatte er, eine unbezwingliche Lesewut, und alle vierzehn Tage mußte ihm der Erzuhmann aus der Leihbibliothek ein paar Bände Schauer- und Räuber-Romane mitbringen, die er dann eifrig verschlang. Auch Verse und Papierblumen machen und sticken konnte er, und daß er sich mit solch weibischen Dingen beschäftigte, kam wohl daher, daß er als ganz junger Schleppler auf der Grube unter einen Wagen gekommen war und deshalb lange krank herumliegen mußte. Später konnte er wieder gehen, war aber verwachsen und niemals mehr zur Bergmannsarbeit tauglich. Da sollte er denn Schneider werden, aber das lange Stillliegen behagte ihm nicht mehr. So nähte er abwechselnd ein bißchen und half seiner Mutter im Haushalt, kam dann als Knecht zu meinem Vorgänger und avancierte bei mir zum Hausverwalter. Das Phantastische war ein Erbstück von seinem Vater, der auch einen gewissen Strich weg hatte. Früher war der nachts mit der Rute gegangen, um Erzlager zu finden, und Geister sah er am lichten Tag, behauptete auch, er habe den Berggeist gesehen, in einem weißen Nebelmantel um den Stollen streichen am selben Abend, wie damals der Hugo das Unglück gekriegt hatte. „Ich lies ihm nach und wollt' ihm ins Gesicht schauen — hätt' ich das nicht getan, sondern meinen Firtwiv bezwungen und mich gleich weggemacht, als der Berggeist sich zeigte, dann wär's besser gewesen!“ behauptete er geheimnisvoll. Auch viel gelesen hatte er und hielt sich trotz seines Aberglaubens für sehr gebildet. Zum Unterschied von den anderen hatte er seinen Jungen ungewöhnliche Namen gegeben. So hieß der eine Hugo und dessen jüngerer Bruder Waldemar. Dieser gab nun zwar auch in gewisser Hinsicht dem älteren und dem Vater nicht viel nach. — Aber was rutschen Sie denn so rum und machen so'n ungeduldig Gesicht, Herr Marckscheider?“ unterbrach sich der Alte.

„Ja, ich meinte, Sie wollten uns von Ihrer angeblichen Braut erzählen, Herr Obersteiger, und nun beschreiben Sie uns die Familie Berkenkamp. Sie wollen sich doch nicht damit drum herumdrücken?“

„Alles zu seiner Zeit! Haben Sie nur sein Geduld, Herr Marckscheider! Die Braut soll wohl noch an die Reihe kommen! Der Waldemar Berkenkamp ist eine Hauptperson bei der ganzen Geschichte, drum muß ich ihn schon noch ein bißchen näher beschreiben. Schlank und hübsch war er und fast für ein Mädchen hätt' er gelten können ohne den den keinen braunen Schnurrbart. Auch zeigte er immer ein feines, freundliches und bescheidenes Wesen, aber doch mochten ihn seine Kameraden nicht recht leiden; sie nannten ihn einen Träumer und Faulenzer; andere meinten, es sei im Kopf nicht ganz richtig bei ihm. Oft als Schleppler blieb er mit dem Hund plötzlich in der Strecke stehen, still, wie

angewachsen, und starrte vor sich hin oder hinauf an die Kirch, als wollte er da aus dem Hängenden was rauslesen. Wenn sie ihn dann anriefen, sah er ihnen ins Gesicht wie geistesabwesend. Als Behrhauer wollte er's auch nicht anders. Mit ihm im Alford arbeiten wollte keiner, und im Tageslohn gab's auch nicht viel. Daß er saul sei, durfte man eigentlich nicht sagen; denn, wenn er nicht in Gedanken da stand, tat er, was er konnte. Weil ich nun dachte, es läme das alles von dem vielen Lesen, und die Romangeschichten spukten ihm im Kopf, nahm ich ihn eines Tages vor. „Hör' mal, Walbemar,“ sagte ich ihm, „Dein Vater und Dein Bruder lesen auch alle möglichen Bücher, aber sie sind doch fleißig dabei! Dein Vater in der Grube und der Hugo bei mir im Haus; der locht und wäscht und schneidert und gräbt! Du solltest Dir ein Beispiel daran nehmen und auch die Büchergeschichten aus dem Kopf lassen, statt daß Du hier auf der Grube bei der Arbeit auf einmal still stehen bleibst und darüber simulierst!“

Da war er ganz blaß geworden; er sah mich an mit den schönen braunen Augen, und ich glaub' wirklich, daß sie voll Wasser standen.

„Herr Obersteiger,“ meinte er, „ich weiß wohl, Sie haben recht, und es ist nicht schön, wenn ich so auf einmal die Arbeit ruhen laß! Aber an das, was ich in den Büchern gelesen hab', den! ich dabei nicht! Ich glaub', Sie werden mich nicht verstehen — es versteht's ja kein Mensch hier und ich selber auch nicht. — Aber sehen Sie, wenn hier tief unten die Schüsse hallen und das Eisen klingt' im Gestein, wenn die Wagen durch die Strede donnern und das Wasser rauscht in den Röhren, wenn droben das Pochwerk bröhnt, die Räder sausen oder der Sturmwind braust durch die hohen, dunklen Tannen, dann hör' ich's auch tief innen in meiner Seele rauschen und schallen wie eine gewaltige Musik, hoch und feierlich, und mächtig wie die Orgel in der Kirche und hell und süß wie Amsellieder und Lerchenschlag! Das klingt und singt mit viel tausend Stimmen — dem muß ich lauschen, ich kann nicht anders, und hätt' ich nur gleich meine Geige bei mir, wölk' ich's sofort drauf spielen! Wenn ich dann aber heimkomm' von der Schicht, ist's vorüber und was ich spiele, bloß ein schwacher Nachhall!“

Ich sah ihn an und schüttelte den Kopf und dachte bei mir selber: „Der hat noch 'nen dickeren Strich als die anderen zwei! Wie kann denn nur ein Mensch inwendig in sich selber was singen und klingen hören, wenn draußen nicht gespielt wird!“ Daß er aber immer ein Musiknarr gewesen war, das wußt' ich, und auf 'ne besondere Art war's der Walbemar, nicht wie die andern Bergleute bei uns, die ja fast alle musikalisch waren! Wir hatten eine Bergkapelle, er war natürlich auch drin, aber die Hörner mocht' er nicht leiden. Am liebsten spielte er die Geige, und sein Vater sagte: „Sie glauben's nicht, Herr Obersteiger, es wird damit immer ärger! Stundenlang kann er daheim sitzen und siefeln! Die Bücher sieht er gar nicht mehr an!“ Da war also nichts zu machen! Ich sagt' ihm bloß: „Nimm Dich zusammen, und sobald Du angefahren bist, laß' es rauschen und brausen und klingen so viel es will, kümmer' Du Dich nicht drum!“

Er schaute mich schweigend an mit den stillen, traurigen Augen und ging fort.

Andern Tags erzählte sein Vater: „Der Walbemar quält uns so, wir sollten ihn doch in die Stadt gehen und Musiker werden lassen. Ich an meinem Teil hätt' schon nicht so viel dagegen, aber seine Mutter ist ganz entsetzt darüber! Die meint, wir wären doch ordentliche, ehrbare Leute, und unser Sohn sollt' nicht unter das windige Musikantervolk gehen.“

Es blieb nun alles, wie's war, bloß daß ich den Walbemar als Behrhauer zu seinem Vater tat, der sich doch wohl nicht über ihn beklagen würde.

So kam das Heleneifest herant. Wir hatten auch unseren Bergmeister eingeladen, und er sagte gern zu. Mir schenkte er als alter Junggeselle und Weiberfeind seine besondere Gunst, weil ich trotz alles Arratens meiner Bekannten keine Frau ins Steigerhaus brachte, und meinem Hugo wollte er wohl, weil der mir's unnötig machte. Bei uns übernachtete er auch immer, wenn er auf den Gruben in der Gegend revidierte und oben im Hause stand das große, schöne Giebelzimmer stets für ihn bereit. Wenn er auch nur auf einen Tag kam, ruhte sich der alte Herr stets ein Stündchen dort aus, und er sah das Zimmer ganz als sein eigenes an. Eine Hausfrau vermischte er bei uns nicht, weil der Hugo alles pünktlich besorgte.

„Haben Sie denn niemals ans Heiraten gedacht, Herr Obersteiger?“ fragte der junge Rechnungsführer.

„Ich? Ja nun, da müßt' ich schon ein bißchen unwahrscheinlich sein, wenn ich das so ganz und gar leugnen wollte! Doch fuhr mir mal so'n Gedanke durch den Kopf, ging ich zum Spiegel und drauf sagt' ich mir: „Aus Liebe nimmst Dich keine, und bloß um Frau Obersteiger zu werden — Proßt die Maßzeit!“ — Aber wo war ich denn grad' dran? Ach so, beim Heleneifest. Tags vorher kriegt' ich 'nen Brief vom Bergmeister, er könne doch leider nicht kommen, hätte Besuch zu erwarten, wünschte uns viel Vergnügen. — Das hatten wir denn auch ohne ihn; auf dem Holderberg unter dem hohen, blauen, sonnigen Himmel war's herrlich und unter dem breiten Schatten der Kroneneiche tanzten wir sehr vergnügt und dachten dabei an keinen Freiheitsbaum mehr.“

„Auch Sie, Vater Hertlang?“

„Was, auch Sie?“

„Das ist doch so buchstäblich nicht zu nehmen! Bloß das junge Volk tat's, und ich mit meinen siebenundzwanzig Jahren hatt' mich doch schon zu den Alten gesetzt, denn ich wär' mir beim Tanzen doch wie'n Vär vorgekommen. Die Musiker bliesen und siefelten fröhlich drauf los, zuerst auch der Walbemar mit, dann mußte der's wohl müde geworden sein, ich sah ihn hernach abseits in der Heide auf 'nem großen moosigen Stein sitzen und für sich allein spielen. Eigentlich war das sehr schön, denn es hörte sich grad' so an, als ob seine Geige 'ne Menschenstimme gehabt und gesungen hätte. Aber keiner achtete drauf — bloß ein paar Kinder standen ganz andächtig dabei und hörten ihm zu mit großen, stillen Augen.“

Gegen elf Uhr war das Fest zu Ende, denn viele wollten um zwölf wieder ansfahren, auch Berkenkamp und sein Sohn im Einradistollen.

Mein Hugo war schon früh heimgegangen und hatte mir 'nen starken Kaffee gekocht, der gar nicht schlecht tat. Dann sagten wir uns gute Nacht, und er wollte nur noch, eh' er hinaufstieg in seine Maniarde, die Fenster schließen im Stiebelzimmer. Da hör' ich ihn auf einmal angerannt kommen und zugleich ein lautes Klopfen. Nun reißt er schon meine Kammertür auf und schreit: „Herr Obersteiger, mein Vater ist da, Sie sollten doch mal gleich 'runterkommen! Es muß was sein, was Schreckliches! Wenn nur keine Räuberbande!“ — „Unsinn, mit Deiner Räuberbande!“ brumm' ich ihn an, fahr' wieder in die Kleider, lauf' hinunter und mach' die Haustür auf. Schredensbleich steht der Berkenkamp davor.

„Herr Obersteiger,“ sagt er langsam und feierlich, „ich geh' heim — heut kann ich die Schicht nicht machen — und — wir stellen am besten die Arbeit gleich ein da oben!“ — „Sie sind wohl nicht recht bei Trost! Wenn ich nicht wüßte, daß Sie 'n nüchterner Mann wären, dächt' ich, Sie hätten zu viel geleistet auf dem Holderberg!“ ruf' ich zornig. Er aber hört gar nicht drauf, sondern steht: „Helfen Sie mir doch, daß ich den Walbemar wiederkrieg'! Der steht da oben am Berg und will nicht mit 'runterkommen, sondern auf Sie warten!“

„Zum Kuckuck, warum soll er denn 'runterkommen und warum sind Sie selber fortgelaufen? Was ist denn eigentlich da los?“ — „Ich habe wieder den Berggeist gesehen! Damals, als der Hugo das Malheur kriegte, hat er sich mir gezeigt und jetzt sah ich ihn noch viel deutlicher! Wie wir durch den Stollen gingen, saß er im ersten Querschlag rechts auf dem Gestein mit langem, weißem Bart in einem schwarzen Mantel!“

„Einbildung! Wie konnten Sie denn das so genau erkennen?“

„Ja, denken Sie, ein Licht wie 'ne schmale Kerze hat er bei sich gehabt. Das stand auf einem Stein. Da fuhr was Weißes darüber hin und machte es aus! Ein Unglück bedeutet's! Ich will heim, daß ich den Geist nicht noch einmal sehe! Den Walbemar hat die Reugier gepackt, ich bitt' Sie, befehlen Sie's ihm doch, daß er heimkommt und geben Sie uns morgen 'nen anderen Ort, wir wollen doppelte Schicht dafür machen.“

Weil ich ihn von seinem Aberglauben nicht abbringen konnte, sagt' ich: „Meinetwegen gehen Sie nur nach Haus — oder drüben im Schacht vor Ort, wo Sie zuletzt gearbeitet haben, ich will Ihnen dann den Walbemar nachschicken; die Strede da unten kann noch weiter getrieben werden.“

Fortsetzung folgt.)

**Aus  
unserm**  **Koch-  
buch.**

Liebe Schwester!

Heute sende ich Dir wieder, wie versprochen, ein Menu für ein feineres Gesellschaftsdiner; es ist wie immer, für fünf Personen berechnet.

1. Suppe à la Crêotin.
2. Tortelletes von Käse.
3. Lendenbraten nach alter Art.
4. Gebratenes Hühnchen à la Genua.
5. Stangenspargel.
6. Hummer-Majonaise.
7. Erdbeereis.
8. Waffel-Kuchen.
9. Dessert.

Die Suppe wird von einem Stück Rindfleisch, dem Hühnerfleisch, Gemüse, Gewürzkräutern und mit dem besten Weißwein zu etwa drei Etern Bouillon eingekocht, dann abgeschäumt und durch eine in warmes Wasser getauchte Serviette gegeben.

Dann läßt man in einer Kasserolle, eine Zwiebel, eine Knolle Sellerie, etwas fetten Speck und in feine Scheiben geschnittene Mohrrüben dämpfen, fügt noch acht oder zehn Tomaten, die man durchgeschnitten und leicht ausgedrückt hat, (um die Samenkörner zu entfernen) dazu, deckt den Deckel auf den Topf und stellt ihn auf schwaches Feuer. Nach einer Weile gibt man alles durch ein feines Sieb.

In einen Topf werden nun zwei Eßlöffel frische Butter und ebensoviel gutes Mehl gegeben; auf mäßigem Feuer mischt man es miteinander, indem man nach und nach etwas heiße Bouillon dazugibt, bis es sich hell bräunt. Jetzt wird das Tomatenpüree und die Bouillon dazugegeben, alles bis zum Aufwallen gebracht, und mit einem Holzlöffel gequirlt, dann zurückgestellt, damit es langsam im Weiterkochen bleibt.

Eine Handvoll guter Reis wird in heißer Butter gequollen, etwas roter Pfeffer (Paprika) darangetan, mit der kochenden Brühe vermischt, und zugedeckt wieder aufs Feuer gestellt. Kurz vor dem Anrichten wird die Suppe sorgfältig abgeschäumt, etwas Butter darangegeben, in die Terrine gefüllt und auf den Tisch geschickt.

Der Lendenbraten nach alter Art, wird von einem schönen Stück Rindfleisch hergestellt, das hübsch sauber vorgerichtet sein muß. Mit Speckstreifen und Sardellen gespickt wird es in eine Bratpfanne, in der reichlich Butter zergangen ist, gelegt und mit Champignons, Schalotten und gewiegter Petersilie garniert; auf gelindem Feuer muß es dämpfen. Dann, nachdem der Braten gefalzen, kommen zwei Deziliter Weißwein und ebensoviel Bouillon dazu, eine Speckscheibe wird daraufgelegt, die Pfanne hermetisch verschlossen und auf mäßiges Feuer gestellt. Vor dem Anrichten schneidet man den Braten in Scheiben, richtet ihn auf einer länglichen Schüssel an und garniert ihn mit Croquettes von Kartoffeln. Der Bratensatz wird entfettet, gute Jus oder Bouillon dazugegeben, Fleischextrakt darangetan und zum Aufkochen gebracht. Mit einem hüßgroßen Stück feiner Butter gebunden, überzieht man die Fleischscheiben damit und gibt den delikaten Braten zur Tafel.

Das gebratene Hühnchen à la Genua. Ein junges Hühnchen wird sauber gerupft, ausgeweidet und gesengt. Die filets, die Schenkel und die Keulen werden sorgsam abgetrennt, die Bruststücke dazugegeben, alles gefalzen und gepfeffert. In der Bratpfanne werden einige Eßlöffel reiner Butter erhitzt; die Keulen und die Schenkel hineingelegt, einige Minuten dämpfen gelassen und dann das Uebrige nachgelegt. So wie die Geflügelstücke schön goldgelb geworden sind, läßt man die Butter abtropfen und gibt einen Deziliter Weißwein und zwei Deziliter Bouillon dazu. Vier abgebräute Artischocken (das Innere natürlich nur) werden in Scheiben geschnitten und leicht in Butter gedämpft; die Pfanne wird zugedeckt und auf mäßiges Feuer gestellt.

Der Braten kommt auf eine runde Schüssel und wird mit den Artischockenscheiben umkränzt. An den Bratensatz kommt etwas Fleischextrakt und Bouillon, der Saft einer Zitrone; dann wird das Hühnchen damit übergossen und sofort serviert.

Diesmal ist 's doch ein wirklich feines Menü; nicht wahr, liebe Schwester? Ich hoffe, es gelingt Dir, wie uns und mündet Deinen Gästen wie den unsrigen!

Mit Gruß

Deine Tante



**Der Erbonkel als Schiedsrichter.**

Sie waren seit einigen Monaten verheiratet. Sie hatten in der kleinen Vorstadt eine hübsche behagliche Wohnung gemietet, die sogar in fluger Voraussicht auf eine etwaige spätere Vergrößerung der Familie ein Zimmer mehr enthielt, als un-

bedingt notwendig war. Und da dieses Zimmer vorläufig noch seiner Bestimmung harre, hatten sie den alten Onkel, der un- verheiratet und im Besitz eines beträchtlichen Vermögens war, freundschaftlich eingeladen, sie doch mal auf einige Tage zu besuchen, wenn es seine Zeit erlaube. Und der alte Onkel hatte die Einladung angenommen und hatte das junge Paar eines Tages mit seinem Besuche überrascht, nur um ein „paar freie Tage“ mit ihnen zu verbringen. Sie hatten ihn mit der größten Herzlichkeit aufgenommen und ihm alle seine Wünsche von den Augen abgesehen. Er sollte sich bei ihnen recht behaglich fühlen. Und der alte Onkel fühlte sich sehr behaglich bei ihnen, so be- haglich, daß aus den paar Tagen schon ein paar Wochen ge- worden waren. Und er traf immer noch keine Anstalten zur Heim- reife. Nun wurde den beiden die Sache schließlich doch zu lang- weilig und sie beratschlagten, wie sie den Onkel auf eine gute Manier, ohne daß er sich verletzt fühlen könnte, zur Abreise be- wegen könnten.

„Ich will Dir was sagen,“ begann der junge Gatte. „Morgen, beim Mittagessen, werde ich behaupten, die Suppe sei versalzen. Du wirst widersprechen. Ich werde bei meiner Behauptung blei- ben. Du wirst heftig werden und wenn dann ein richtiger Zank zwischen uns ausgebrochen ist, werden wir den Onkel bitten, daß er entscheide, wer von uns recht hat. Wenn er dann Deine Partei ergreift, so werde ich den Verletzten spielen und ihm in zarter Weise zu verstehen geben, daß sein Besuch lang genug gedauert hat. Schlägt er sich aber auf meine Seite, dann wirst Du ihn in sinniger Weise andeuten, daß seine Gegenwart zu Hause nötiger sei als bei uns.“

Dieser Vorschlag des jungen Gatten fand den Beifall seiner Frau und wurde am nächsten Mittag programmäßig ausgeführt. Als der vom Zank gebrochene Streit seinen Höhepunkt erreicht hatte, baten beide Gatten den alten Onkel, er möge entschei- den, wer recht habe.

Dieser schüttelte bedächtig das weiße Haupt und sagte dann mit mildem Lächeln: „Liebe Kinderchens, seht mal, ich habe mir fest vorgenommen, mich während der kurzen Zeit von ein bis zwei Monaten, die ich bei Euch verbringen will, niemals in Eure Privatänkereien einzumischen, und von dem Vorsatz gehe ich auch nicht ab.“

Inzwischen sind wieder sechs Wochen verflossen und der alte Onkel ist immer noch bei den lieben Kinderchens auf Besuch. F. Köhlich.

**Das Empfehlungsschreiben.**

Der junge Mann war schon seit einiger Zeit ohne Stellung. Um seinen Bewerbungen um einen andern Posten mehr Nach- druck zu geben, bat er seinen früheren Prinzipal, ihm ein Emp- fehlungsschreiben auszustellen. Dieser kam dem Verlangen nach. Das Zeugnis war aber so undeutlich geschrieben, daß weder der junge Mann noch seine Freunde, denen er es zeigte, die Worte entziffern konnten. Ein Bekannter gab ihm den Rat, damit in eine Buchdruckerei zu gehen, da bekanntlich die Schriftsetzer im- stande wären, auch die verworrensten Handschriften zu lesen.

Er ging in verschiedene Druckereien, aber kein Setzer ver- mochte den Inhalt des Schreibens zu entziffern.

Als letzte Hoffnung wurde ihm empfohlen, sich an einen Apotheker zu wenden, der infolge der langjährigen Ausübung seines Berufes dafür bekannt war, auch die unleserlichsten Re- zepie, überhaupt jede Schrift, entziffern zu können.

Der Pillendreher nahm das Blatt Papier und blickte es lange und gedankenvoll an. Dann ergriff er eine leere Medizinfiasche, eilte hinter dem Tische auf und ab, goß aus verschiedenen großen Flaschen kleine Mengen von Flüssigkeiten in die Medizinfiasche und schüttelte die Mischung eine Zeit lang kräftig durcheinander.

Dann überreichte er die Flasche dem Eigentümer des Emp- fehlungsschreibens, der mit wachsendem Erstaunen sein Tun be- trachtet hatte und sagte:

„So, zwei Mark, wenn ich bitten darf. Es ist nämlich ein ganz vorzügliches Mittel gegen den Husten.“

Salstatt.

**Zufidruck.**

„Es tut mir sehr leid, liebe Johanna,“ sagte der Rentner und Hausbesitzer Arnold Altenicke zu seiner Frau, als er vor einigen Tagen des Abends zwei Stunden später als gewöhnlich nach Hause kam und sich gemächlich am Familientische nieder- ließ. „Ich bin nämlich in einem naturwissenschaftlichen Vortrag gewesen. Herr Schillmann war verhindert und fragte mich heute nachmittag, ob ich vielleicht sein Villet hemmen sollte. Und da mich der Gegenstand sehr interessierte, habe ich sein liebens- würdiges Anerbieten mit Dank angenommen. Ich wollte Dich noch telephonisch benachrichtigen, habe es aber im letzten Augenblicke ganz vergessen. Du bist deshalb doch nicht ungehalten?“

„Ganz und gar nicht, lieber Arnold,“ antwortete Frau Al- tenicke. „Du weißt doch, ich gönne Dir sehr gerne solche kleine Zerstreungen. Worüber handelst du der Vortrag denn?“

„Es war ein Vortrag des Professors Holzpalter über die Atmosphäre. Würdest Du es wohl für möglich halten? Der Vortragende behauptete, die atmosphärische Luft wäre so schwer, daß ihr Gewicht eine Belastung von fünfzehn Pfund auf jeden

Quadratzoll unseres Wäperts ausläßt. Kannst Du Dir das vorstellen?"

"Das hätte ich allerdings nicht gedacht," bemerkte seine Frau nachdenklich. "Ganz wunderbar! Es ist sehr interessant, solche Sachen zu wissen. Dadurch wird manche unerklärliche Erscheinung im Leben verständlich. Meinst Du nicht auch?"

"Natürlich," bestätigte Klennie und beglückwünschte sich im Stillen, daß seine Entschuldigung Glauben gefunden hatte und sein spätes Nachhausekommen keine weiteren Unannehmlichkeiten für ihn im Gefolge haben würde.

"Jetzt verstehe ich es auch," begann dann Frau Klennie wieder, "warum es Dir des Morgens immer so schwer fällt, aufzustehen. Hat Professor Holzpalter kein Mittel angegeben, wie man die von der Atmosphäre ausgeübte Belastung des Körpers aufheben kann?"

Klennie steht seit einigen Tagen sehr frühzeitig auf, da er überzeugt ist, daß sonst seine Johanna selbst ein Mittel finden wird, um die Wirkungen des Luftdrucks auf den Körper ihres Mannes zu paralyzieren.

S. Paßmacher



Wie der Sandwirt von Passauer zu seinem Barte kam. Andreas Hofer trug befanntlich einen großen, seltenen Bart, der ihm nach Italien hin den Namen Barbone verschafft hatte; auch unter den französischen Truppen hieß er im Tiroleraufstande gewöhnlich nur le général Barbons oder Sanvird. Dieser historische Bart, welcher nicht zum wenigsten Hofer bei seinen auch auf die äußerste Erscheinung schauenden Landsleuten zu seinem großen Ansehen verholfen, stammt aus einer Wette her, zu welcher der Sandwirt ein Jahr nach seiner Verheiratung genötigt ward. Als er nämlich einst mit einigen Freunden fröhlich und guter Dinge bei Tisch saß, aß und trank, kam auch ein Bettler dazu mit einem ungemein langen Barte. "Möchtest Du Dir wohl auch den Bart so lang wachsen lassen, Anderl?" neckte einer seiner Landsleute den Hofer, welcher sich den Bart des Fremden ersichtlich mit Wohlgefallen betrachtete. — "Warum nicht?" meinte der Sandwirt. — "Ach, das darfst Du gar nicht, Anderl!" hieß es von mehreren Seiten. "Das würde Dein Weib nicht leiden!" — So sehr Hofer seiner jungen Frau auch in inniger Liebe zugehan war, so wenig wollte er sich doch nachsagen lassen, daß er unter ihrem Regiment stehe; und so antwortete er rasch: "Mein Weib, das hat mir nichts zu befehlen — was gilt die Wette, so laß ich ihn stehen bis künftiges Jahr um diese Zeit!" — "Zwei Stück Ochsen!" rief der Gegner. Hofer schlug sofort ein, hielt das Wort, bekam die Ochsen und behielt den ihm liebgewonnenen und sich nach und nach immer schöner entwickelnden Bart bis ans Ende seines Lebens. Es scheint nicht wahr zu sein, daß, wie man vielfach liest, die französischen Soldaten dem Sandwirt bei dessen Gefangennahme zum Teil den Bart ausgerissen haben, daß das Blut herabließ und in der kalten Luft eine Kruste bildete, denn eine klassische Catzeugin, Hofers treues Weib selbst, weiß in der von ihr über den Vorgang gegebenen Erzählung nichts von einer solchen Mißhandlung und sagt einfach: "Die Offiziere schnitten ihm den Bart ab und trugen solchen späterhin zum Andenken auf der Brust."

Sonderbare Testamente. "Lustig gelebt und lustig gestorben" kann man wohl von einem der berühmtesten Rechtslehrer des fünfzehnten Jahrhunderts, Ludwig Corusius, sagen; denn wie einem alten Berichte nach aus seinem Testament hervorgeht, scheint er dem Tod ziemlich fröhlich ins Antlitz gesehrt zu haben. Bernhard Seardeonius berichtet wenigstens: "Ludwig Corusius aus Padua, ein vortrefflicher Rechtslehrer der dortigen Universität, war ein berühmter und seiner Wissenschaft wegen weit und breit geachteter Mann. Als derselbe seinen Tod herannahen fühlte, verbot er in seinem Testament wider jede Gewohnheit die übliche Trauer und Klagen und alles, was dahin zielen möchte, widrigenfalls die Erben eine hohe Strafe zahlen sollten. Hingegen befahl er ihnen, fünfzig Spielleute, Pfeifer und Sänger, vor seiner Leiche her und hinterdrein gehen und ihre Musik mit dem Gesang der Geistlichkeit abwechseln zu lassen. Seine Bahre sollten zwölf grüngekleidete Jungfrauen bis zum Grabe in der Kirche tragen und dabei allerhand lustige Lieder, die ihnen einfielen, singen, wofür jede eine Summe für ihre Aussteuer empfangen sollte. Er wurde mit hundert brennenden Fackeln begraben, und zwanzig derselben den Geistlichen gegeben, von welchem ein langer Zug seiner Leiche vonanschrift; unter diesen befanden sich alle Mönche, mit Ausnahme der Augustiner, deren Begleitung er sich ausdrücklich verbot, damit diese mit ihren ganz schwarzen Rütten die Fröhlichkeit seines Begräbnisses nicht verdunkeln möchten. Er starb am 17. Juli 1418."

So wurde dieser gelehrte freundliche Freund der Freude denn auch zur Ruhe gebracht, und wenn seine Seele über dem Sarg geschwebt hat, so wird sie sicher vergnügt in ein besseres Jenseits emporgeflogen sein.

Gleich lustig wollte ein Engländer, J. Unterwood, der im Jahre 1733 in Witleston starb, seine Beisehung gefeiert wissen, weshalb er in seinem Testament bestimmte:

I. Sobald mein Leichnam in das Grab eingesenkt ist, soll eine kleine weiße Marmorplatte auf dasselbe gelegt werden mit der Inschrift:

Non omnis moria  
J. Unterwood  
1733.

II. Ist dies geschehen, so sollen folgende sechs Herren (sollen die Namen) die letzten Strophen der 20. horazischen Ode des 2. Buches auf meinem Grabe mit lauter Stimme froh und freudig singen:

Absint inani funere neniae\*)  
Luctusque turpes et querimoniae;

\*) Fort mit dem Grablied über der leeren Gruft  
Und all dem Müßton jammern den Klagefangs!  
Laß deinen Wehruf, laß die nutzlos  
Müßigen Ehren der Grabesfeier!

Compesa clamorem ac sepulcri  
Mitte supervacuos honores.

ferner:

III. Mein Sarg soll grün angestrichen werden, da dies meine Lieblingsfarbe war.

Und endlich IV. und V. Meine Schwester soll nach der Beerdigung gedachte sechs Freunde im Sterbehause herrlich und fröhlich bewirten, und jedem für ihre Bemühungen zwölf Guineen auszahlen. Dafür sollen diese Freunde nach der Mahlzeit Horazius' 31. Ode des 1. Buches (Quid dedicatum poscit Apollinem Vates etc.)\*\*) absingen, und wenn dieses geschehen, bei einem Glase Wein fröhlich sein und nicht mehr denken an Unterwood.

Ähnlich verordnete ein im Jahre 1630 verstorbenen Oberst, daß bei seinem Leichenbegängnis alle seine lustigen Freunde sich versammeln und dasselbe mit einem großen Festmahl feiern sollten.

Ein anderes, sonderbares und merkwürdiges Testament ist das eines Mailänders, der dem Spiele leidenschaftlich ergeben war und demselben sein ganzes Vermögen aufgeopfert hatte. Nichts war ihm mehr auf dieser Welt geblieben, was er sein Eigen hätte nennen können, und so bestimmte er denn in seinem letzten Willen, man solle nach seinem Tode seinem Körper die Haut abziehen und mit derselben ein Brettspiel bespannen, seine Knochen aber zu Würfeln verarbeiten und dieselben an Spieler verschenken.

Leider finden wir in der alten Chronik, der wir obiges entnehmen, nichts darüber, ob diese Bestimmungen ausgeführt worden sind.

Nach Numero 30 des „Hamburger Korrespondenten“ vom Jahre 1810 starb zu London im Januar des gleichen Jahres ein Bankier Devaynes, der seiner Witwe (angeblich eine geborene afrikanische Prinzessin) eine jährliche Rente von 1200 Pfund Sterling nebst 300 Flaschen Wein zu ihrer künftigen Hochzeitsfeier im Testament bestimmte.

Weniger gut hat ein ebenfalls reicher Mann, Mr. Greenway in Northshire, der 1791 den Weg alles Fleisches ging, seine Gemahlin bedacht, denn in seinem letzten Willen verordnete er:

„Ich habe das Unglück gehabt, ein sehr unzufriedenes Leben mit meiner Frau Elisabeth zu führen, da sie ihr ungestümes Betragen durchaus nicht änderte, alle meine Ermahnungen verspottete und stets auf Mittel sann, mich in meinem Gemüthe elend zu machen. Auch die Vorstellungen der vernünftigsten Menschen fruchteten nichts bei ihr, sie war und blieb verstockt und zu meiner Qual geboren. Die Stärke Simons, die Weisheit Homers, Augusts Vorsichtigkeit, Pyrrhus Schamhaftigkeit, die Geduld Hiobs, die Subtilität Hannibals und Hermogenes Wachsamkeit wären nicht hinreichend gewesen, meine Frau zu beherrschen. Aus diesen angeführten Ursachen vermachte ich ihr hiermit — einen Schilling.“

\*\*) Was an Apollons heiligem Tage wünscht der Sänger sich? usw.

## Der Schalk im Auslande.

Beim Wort genommen. Baumeister (einer älteren Dame die neue Kirche zeigend): „Jetzt, mein gnädiges Fräulein, nachdem ich Ihnen das Taufbecken, die Kanzel und die Orgel gezeigt habe, werde ich Sie zum Altar führen!“

Ältere junge Dame (erröthend): „Aber Herr Baumeister, das kommt so plötzlich.“

Journal pour rire.